

Sören Carlson, Lena Kahle und Denise Klinge*

Wenn Narrationen nicht zustande kommen...

Wie hochreflexive Berufsfelder dazu beitragen, dass argumentativ-evaluative Darstellungsweisen im narrativen Interview dominant werden

When narrations are not achieved...

How highly reflexive professional fields contribute to argumentative-evaluative forms of representation becoming dominant in narrative interviews

Zusammenfassung

Bei der Rekonstruktion von Sinn- und Prozessstrukturen nehmen Narrationen – im Vergleich zu Argumentationen und Evaluationen – aus methodologischen Gründen eine besondere Position ein. Dementsprechend zielt das narrative Interview als Erhebungsformat darauf ab, Darstellungen mit einem möglichst hohen narrativen Gehalt zu erzielen. Kommt es aber trotzdem zu einer stark argumentativ und evaluativ geprägten Darstellung, werden solche Passagen in der Regel nur unter dem Gesichtspunkt betrachtet, welche Haltung der Befragten gegenüber der eigenen (Lebens-) Geschichte hierin zum Ausdruck kommt. An dieser Stelle setzt dieser Aufsatz an, indem untersucht wird, inwiefern sich in einer solchen Darstellungsweise nicht auch der Einfluss weitergehender sozialer Kontexte dokumentiert. Anhand einer detaillierten Analyse von drei Fällen kann gezeigt werden, dass bestimmte Habitualisierungen, die mit der Einbettung von AkteurInnen in hochreflexive Berufsfelder einhergehen, in der Tat ein (autobiographisches) Stegreiferzählen zu erschweren scheinen. Allerdings führen diese feldspezifischen Habitualisierungen erst in Konjunktion mit bestimmten biographischen Erfahrungen und Prozessen dazu, dass argumentativ-evaluative Kommunikationsschemata im narrativen Interview dominant werden. Dieser Befund wird abschließend mit Blick

Abstract

When reconstructing meaning and process structures, narrations – as compared to argumentations and evaluations – take up a special position due to methodological reasons. Consequently, narrative interviewing as a form of data collection strives to achieve representations with a prevailing narrative orientation. If the interviewees' representations still turn out to be strongly shaped by argumentations and evaluations, however, such interview passages are usually only interpreted in terms of what such a form of representation says about the interviewees' stance towards their own (life) history. This is the starting point of this article which analyses whether such forms of representation might not also be expressive of more encompassing social contexts. Based on a detailed analysis of three cases, the article can show that, indeed, specific habitualizations, which are associated with actors' embeddedness into highly reflexive professional fields, seem to hamper (autobiographical) impromptu narrations. But such field-specific habitualizations only give rise to a dominance of argumentative-evaluative communication schemes if they occur in conjunction with certain biographical experiences and processes. This finding is then discussed with a view to its further implications for the use of narrative interviews.

auf die weiteren Implikationen für den Einsatz des narrativen Interviews diskutiert.

Schlagwörter: narratives Interview, Biographieanalyse, dokumentarische Methode, Habitus, Berufsfeld

Keywords: narrative interview, biographical analysis, documentary method, habitus, professional field

1 Einleitung

In der qualitativ-rekonstruktiven Sozialforschung, insbesondere im Bereich der Narrations- und Biographieanalyse sowie der dokumentarischen Methode, gelten in der Nachfolge von Fritz Schütze Narrationen – im Gegensatz zu Argumentationen, Deskriptionen und Evaluationen – als *der* Schlüssel für eine Analyse der dem früheren wie heutigen Handeln zugrunde liegenden Sinn- und Prozessstrukturen. Dies ist auf Schützes (empirisch gesättigte) Annahme zurückzuführen, dass sich bei der Verwendung narrativer Darstellungsweisen am ehesten die Struktur der vergangenen Erfahrung reproduziere, um frühere Erlebnisse und Erfahrungen wiederzugeben (Schütze 1987). Daraus folgt dann methodisch gesehen in der Forschungspraxis eine starke Präferenz für das (biographisch-)narrative Interview, bei dessen Analyse die Trennung der verschiedenen Textsorten, also zwischen narrativen, deskriptiven, argumentativen und evaluativen Modi der Sachverhaltsdarstellung, eine große Rolle spielt (vgl. Schütze 1983, 1987; Nohl 2012).

Vor diesem Hintergrund befasst sich dieser Aufsatz mit einem „Problem“, das bei den drei AutorInnen in unterschiedlichen Forschungszusammenhängen auftrat. Und zwar kam es jeweils – trotz der Wahl eines biographisch-narrativen Interviewformats bzw. eines thematisch fokussierten narrativen Interviews und einer entsprechenden Interviewdurchführung – zu Interviewtexten, die zwar insgesamt durchaus eine Erzählung darstellen, gleichzeitig aber durch einen hohen Anteil argumentativ-evaluativer Passagen gekennzeichnet sind. Hier soll der Frage nachgegangen werden, ob es möglicherweise systematische Gründe dafür gibt, dass es in diesen Fällen durch die Interviewten dominant zu einer Verwendung argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata kam, das heißt, ob sich hierin bestimmte soziale Kontexte dokumentieren, die dazu beitragen, dass sich die Befragten in dieser Weise äußern.

Ziel dieses Aufsatzes ist es damit nicht, den Stellenwert von Argumentationen als möglichen Zugang für die Rekonstruktion vergangener Erfahrungen zu diskutieren (vgl. hierzu Rosenthal 1995, S. 13; Bartmann/Kunze 2008). Vielmehr geht es darum, jenen noch recht in den Anfängen gebliebenen Diskussionsstrang weiterzuführen, der danach fragt, unter welchen sozialen Bedingungen dominant argumentativ-evaluative Sachverhaltsdarstellungen im Rahmen eines narrativ angelegten Interviews zustande kommen können, ohne dass dies auf eine fehlerhafte Anwendung dieser Methode zurückzuführen wäre. Diese Diskussion erscheint umso wichtiger, als Schütze selbst 2016 in einem Nachtrag zu seinem Aufsatz „Biographieforschung und narratives Interview“ von 1983 konstatiert, dass „[i]nsbesondere zum Komplex des Kommunikationsschemas der Argumentation im autobiographisch-narrativen Interview und auch in geschriebenen Autobiographien [...] noch viel zusätzliche analytische Arbeit“ zu leisten ist (Schütze 2016, S. 72).

Im Folgenden wird zuerst genauer dargelegt, wie sich der Fokus auf Narrationen in Interviews der rekonstruktiven Forschung, das heißt hier konkret der Narrations- und Biographieforschung sowie der dokumentarischen Methode, methodologisch begründet. Im Anschluss hieran wird auf Studien eingegangen, die sich ebenfalls mit der Frage nach den möglichen Ursachen für ein verstärktes Auftreten argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata im narrativen Interview beschäftigen. Daraufhin wird anhand einer Analyse von drei Fällen, bei denen eben diese Modi der Sachverhaltsdarstellung recht deutlich dominieren, gezeigt, dass sich in dieser Darstellungsweise einerseits spezifische Habitualisierungen dokumentieren, die wiederum im Kontext bestimmter Berufsfelder zu sehen sind, in denen sich diese Interviewten bewegen (zum Zusammenhang von Feld und Habitus vgl. Bourdieu 1993; Bourdieu/Wacquant 1996). Diese Berufsfelder zeichnen sich durch ein hohes Maß an Reflexions-, Theorie- und Begründungspraxis aus, sodass entsprechende Habitualisierungen ein (autobiographisches) Stegreiferzählen im Rahmen eines narrativen Interviews erschweren. Andererseits verdeutlicht die Analyse aber auch, dass das verstärkte Auftreten von Argumentationen und Evaluationen bei diesen drei Fällen an spezifische biographische Erfahrungen geknüpft ist. Hierauf aufbauend wird dann die These entwickelt, dass es gerade die *Konjunktion* von berufsfeldspezifischen Logiken und biographischen Prozessen sein dürfte, die dazu führt, dass Befragte auch bei einem narrativ angelegten Interview dazu tendieren, verstärkt auf argumentative und evaluative Modi der Sachverhaltsdarstellung zurückzugreifen. Dieser Befund wird abschließend mit Blick auf die weiteren Implikationen für den Einsatz des narrativen Interviews diskutiert.

2 Die methodologische Bedeutung des narrativen Kommunikationsschemas in der Narrations- und Biographieanalyse sowie in der dokumentarischen Methode

Die herausgehobene Bedeutung narrativer Formen der Sachverhaltsdarstellung gegenüber der Verwendung argumentativ-evaluativer und abstrakt beschreibender Kommunikationsschemata wird im Rahmen der Narrations- bzw. Biographieanalyse sowie in der dokumentarischen Methode methodologisch mit der besonderen „Qualität“ dieser Textsorte bzw. Darstellungsform begründet. So geht Schütze bekanntermaßen davon aus, dass sich in Stegreiferzählungen, also nicht eingeübten Narrationen, im Gegensatz zu Beschreibungen oder Argumentationen am ehesten das damalige Erleben bzw. damalige Orientierungsstrukturen homolog reproduzieren:

„Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom soziologisch interessierenden faktischen Handeln und Erleiden abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns und Erleidens auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren [...]“ (Schütze 1987, S. 14).

Dieser Zusammenhang wird von Schütze damit begründet, dass sich bei einer Verwendung des narrativen Kommunikationsschemas am ehesten die so genannten „Zugzwänge des Erzählens“ einstellen, die Interviewte zu einer umfassenden Rekapitulation des Erlebten anhalten, indem sie sie dazu drängen, ihre Ausführungen von Anfang bis Ende möglichst detailliert, aber zugleich aufs Relevanteste fokussiert und kohärent zu gestalten, sodass der/die anwesende InterviewerIn gut folgen kann und die Geschichte als stimmig erfährt (Kallmeyer/Schütze 1977, S. 162). Demgegenüber sieht Schütze argumentative und evaluative Formen der Sachverhaltsdarstellung als stärker gegenwartsbezogen an: „Bei der Durchführung theoretischer und evaluativer Aktivitäten findet mithin stets ein zumindest partieller Wechsel aus der Vergangenheitsorientierung des Erzählvorgangs in die Gegenwartsorientierung des Theorie- und Bewertungsvorrats des Erzählers als Gegenwartsakteur statt“ (Schütze 1987, S. 149).

Dies bedeutet nicht, dass solche argumentativ-evaluativen Textpassagen im Rahmen der Narrationsanalyse nicht von Interesse wären. Vielmehr geht es Schütze gerade um das Wechselverhältnis zwischen den Prozessstrukturen, die sich aus der Narration des Ereignisstroms rekonstruieren lassen, und den eigentheoretischen Positionierungen der Befragten, die als argumentativ-evaluative Einlassungen deutlich werden:

„Ich für meinen Teil möchte erklären, daß [sic] mich die biographischen Deutungsmuster und Interpretationen des Biographieträgers nur im Zusammenhang seiner rekonstruierten Lebensgeschichte interessieren und nicht jenseits dieser. Zwar ist es richtig, daß [sic] eben diese Lebensgeschichte von den Deutungsmustern und Interpretationen des Biographieträgers entscheidend geprägt ist – aber eben diesen Zusammenhang gilt es aufzudecken“ (Schütze 1983, S. 284).

Um aber dieses Wechselverhältnis zwischen (biographischer) Erfahrungsaufschichtung und Deutung methodisch nachvollziehbar herausarbeiten zu können, sieht Schütze die Trennung der verschiedenen Textsorten als einen grundlegenden Analyseschritt. Denn erst dadurch wird es möglich, im weiteren Forschungsprozess, im Rahmen der sogenannten Wissensanalyse, die argumentativ-evaluativen Elemente im Hinblick auf ihre mögliche „Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion“ (Schütze 1983, S. 287) zu interpretieren.

Die Biographieforschung schließt an diesen grundsätzlichen Überlegungen von Schütze insofern an, als sie an den Prozess- und Sinnstrukturen von Akteuren und deren Verwobenheit mit gesellschaftlichen Zusammenhängen interessiert ist. Denn biographische Sinnstrukturen setzen sich aus individuellen Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten sowie gesellschaftlichen bzw. gruppen- und milieuspezifischen kollektiven Sinnstrukturen und Wissensbeständen zusammen (vgl. Kleemann/Krähnke/Matuschek 2009, S. 16). Sie sind durch Zeit und Ort strukturiert und meist nicht bewusst zugänglich und somit auch nicht durch Interviewte explizierbar. Dagegen können die impliziten Regeln, nach denen gehandelt, erzählt und argumentiert wird, aus dem Sinn eines konkreten Verhaltens und einer konkreten Kommunikation rekonstruiert werden. Damit gilt für die Biographieforschung wie für die qualitativ-rekonstruktive Sozialforschung generell: „Diese Analyseinstellung hat dann nicht – wie es im Alltag meist der Fall ist – das im Blick, was jemand meint oder sagen will, sondern die Sinnstruktur, die seinem Handeln zugrunde liegt und es – im Sinne der sozialen Genese – hervorbringt“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009, S. 33–34). Der Sinn ist hierbei einmal das kon-

krete Handeln, der Common Sense und der „objektive Sinn“ (Schütz/Luckmann 1984, S. 11–17) sowie der gesellschaftlich und sozial anerkannte Sinn, der sich in der Handlungspraxis zeigt (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009, S. 34). Demnach zielt ein strukturanalytisches Vorgehen bei der Biographieinterpretation auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge, die auf das Individuum Einfluss haben. Und um diese Zusammenhänge methodisch gesichert rekonstruieren zu können, stellt auch bei der Biographieanalyse die Analyse der unterschiedlichen Textsorten ein wichtiges Element dar (vgl. z.B. Rosenthal 1995, S. 218).

Auch die dokumentarische Methode beschäftigt sich unter Bezugnahme auf Schütze mit der Sinnstruktur von Narrationen (Bohnsack 2008). Hier ist das Ziel der Analyse, einen „Zugang zur Handlungspraxis und zu der dieser Praxis zugrunde liegenden (Prozess-)Struktur, die sich der Perspektive der Akteure selbst entzieht“, zu gewinnen (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl 2007, S. 12). Dabei kann nicht nur der Fokus auf die Biographie gelegt werden, sondern es können durchaus auch einzelne Aspekte des Lebens der Befragten und deren selbstverständliche Handlungspraxis in den Blick genommen werden. Diese Praxis kann aus Sicht der dokumentarischen Methode eben nicht expliziert, sondern nur in Erzählungen oder Beschreibungen „konjunktiv“ geäußert werden (Mannheim 1980, S. 73).

Methodologisch und analytisch wird daher in der dokumentarischen Methode grundlegend zwischen dem konjunktiven bzw. „atheoretischen“ Wissen (Mannheim 1980, S. 73) und dem kommunikativen (theoretischen) Wissen unterschieden (vgl. Nohl 2012, S. 43). Das kommunikative Wissen „basiert auf wechselseitigen [...] Motivunterstellungen, die gesellschaftlich institutionalisiert, also ‚objektiviert‘ sind und die explizit, also ‚wörtlich‘ zum Ausdruck gebracht werden“ (Bohnsack 2008, S. 60–61), und ist entsprechend in Argumentationen und Begründungen zu finden. Insofern sind auch für die dokumentarische Methode die narrativen und beschreibenden Modi der Sachverhaltsdarstellung von besonderer Bedeutung, da davon ausgegangen wird, dass über diese eine Rekonstruktion der Orientierungsrahmen der Befragten, also des der sozialen Praxis zugrunde liegenden „modus operandi“ bzw. ihres Habitus möglich ist (ebd., S. 194; vgl. auch Bohnsack 2012). Oder wie Nohl (2012, S. 44) feststellt: „Da es in der qualitativen [...] Sozialforschung nicht um jenen kommunikativen, von allen ohnehin geteilten und gewussten Teil des Wissens geht, sondern um das unbekannte konjunktive Wissen, stützt sich die Interpretation semantischer Gehalte dann vor allem [...] auf das konjunktive Wissen, wie es in Erzählungen und Beschreibungen [...] artikuliert wird“.

Aus diesem Grund wird auch innerhalb der dokumentarischen Methode auf das Instrument der Textsortentrennung zurückgegriffen. Allerdings geschieht dies vor dem Hintergrund anders gelagerter Gegenstandsannahmen: Im Gegensatz zu Schützes phänomenologischer und erzähltheoretischer Fundierung, die vor allem auf die Prozessstrukturen des Lebenslaufes fokussiert, zielt die dokumentarische Methode aufgrund ihrer stärker praxeologischen Ausrichtung darauf ab, solche Kategorien erst in Relation verschiedener Fälle zueinander, also komparativ, zu entwickeln (Nohl 2012, S. 33–34). Schütze geht dagegen davon aus, dass sich die wesentlichen Kategorien im Prinzip bereits anhand eines Einzelfalles herausarbeiten lassen. Damit einhergehend unterscheiden sich beide Ansätze hinsichtlich der Frage, inwieweit im Rahmen der Fallinterpretation unterschiedliche Kontexte bzw. Dimensionen der Fälle berücksichtigt werden:

„Im Unterschied zu Schützes Ansatz geht es in der dokumentarischen Interpretation verbaler Daten darum, diese nicht nur hinsichtlich ihrer Funktionalität in Bezug auf *einen* Fall bzw. *eine* (etwa die lebensgeschichtliche) Dimension zu interpretieren, sondern sie in ihrer *Mehrdimensionalität* (zu der selbstverständlich auch die sich im Fall dokumentierende Lebensgeschichte gehören kann) zu erfassen“ (Nohl 2012, S. 37, Kursivierungen im Original).

Dies verdeutlicht, warum Schütze bei der Analyse argumentativ-evaluativer Textpassagen vor allem nach deren Orientierungs-, Deutungs-, Verdrängungsfunktion etc. fragt. Denn diese werden primär auf den Kontext der (Lebens-)Geschichte der Interviewten bezogen, sodass sich der Fokus der Interpretation darauf richtet, ob sich entsprechende Anzeichen finden lassen (siehe auch das obige Zitat von Schütze). Dadurch wird aber quasi von vornherein ausgeschlossen, dass sich in einer solchen Darstellungsweise auch noch andere Falldimensionen manifestieren können, die möglicherweise ebenfalls dazu beitragen, dass es zu einer dominanten Verwendung argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata im narrativen Interview kommt.

Nichtsdestotrotz kann insgesamt festgehalten werden, dass aufgrund des methodologisch begründeten Fokus auf narrative Darstellungsweisen sowohl in der Narrations- bzw. Biographieanalyse als auch in der dokumentarischen Methode gerade das (biographisch-)narrative Interview bevorzugt eingesetzt wird (neben anderen Erhebungsformen in der dokumentarischen Methode), da dieses eben darauf abzielt, Erzählungen von Seiten der Befragten zu evozieren (Schütze 1983, S. 285–286; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Nohl 2012).

Diese Interviewform weist zum einen eine spezifische Struktur auf: Auf den Erzählstimulus folgt eine möglichst frei gestaltete Eingangserzählung durch die Interviewten, die darauffolgenden erzählgenerierenden Nachfragen sollen zunächst immanent das Erzählpotenzial des vorangegangenen Interviewteils ausschöpfen. Erzählfäden, die vermeintlich unwichtig sind, gerafft oder nur mangelhaft plausibilisiert wurden, können in diesem zweiten Teil aufgegriffen werden. Abschließend wird durch Nachfragen bewusst auf eine abstrahierende Beschreibung durch die Befragten gezielt (vgl. Schütze 1983). Zum anderen gelten für den Einsatz narrativer Interviews bestimmte Voraussetzungen, um tatsächlich zu einer möglichst narrativen Darstellung von Seiten der Befragten zu gelangen (Schütze 1977; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009, S. 96–98). So muss der Erzählstimulus so gewählt werden, dass Interviewte auch tatsächlich narrativ auf ihn reagieren können und nicht zu Deskriptionen oder Argumentationen angehalten werden; auch müssen sie auf das Erzählschema hinorientiert werden, indem ihnen z.B. die besondere Interviewform erklärt wird. Des Weiteren müssen die von den Interviewten zu erzählenden Ereignisse und Sachverhalte selbst erlebt worden sein und im Sinne einer Stegreiferzählung dargeboten werden können, das heißt, es darf sich nicht um bereits eingeübte oder häufig erzählte Darstellungen handeln, da sonst die bereits erwähnten Zugzwänge des Erzählens nicht greifen können. Dies bedeutet auch, dass die Durchführung narrativer Interviews in Kontexten, in denen systematisch und wiederholt Lebensgeschichten erzeugt werden (z.B. in Selbsthilfe- oder religiösen Gruppen), an Grenzen stößt, da dortige Akteure es gewohnt sind, ihre Geschichte zu erzählen, und diese Darstellungen somit in der Regel theoretisch überformt sind (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2009, S. 97).

Bei Einhaltung dieser verschiedenen Voraussetzungen sollte es dann in der Regel auf Seiten der Befragten zu einer Stegreiferzählung erlebter Erfahrungen kommen. Diese Erzählungen enthalten dabei durchaus argumentative, evaluative

und beschreibende Einwürfe oder Passagen – nicht zuletzt dadurch, dass Befragte aufgrund der Interviewsituation dazu angehalten sind, ihr Handeln und ihre Handlungsmotive gegenüber dem/der InterviewerIn (milieuübergreifend) zu explizieren –, diese sollten aber nicht dominant sein (Nohl 2005, S. 12; Nohl 2012, S. 43). Bei der Interviewanalyse – ob nun im Rahmen einer Narrations-, Biographieanalyse oder eines dokumentarisch vorgehenden Ansatzes – wird dann dementsprechend das Augenmerk zunächst vor allem auf die narrativen Passagen gelegt, da diese am ehesten eine Rekonstruktion von Sinnstrukturen bzw. Formen des konjunktiven Wissens ermöglichen, bevor dann auch die übrigen Textpassagen einbezogen werden (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahar 2009, S. 233; Nohl 2012, S. 32–35; Schütze 2016, S. 70).

3 Bisherige Erkenntnisse zum Dominantwerden argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata im narrativen Interview

Angesichts dieses methodologischen Hintergrunds überrascht es nicht, dass es bislang nur relativ wenige Analysen dazu gibt, unter welchen Bedingungen es möglicherweise zu einer verstärkten Präsenz argumentativ-evaluativer Sachverhaltsdarstellungen im Rahmen narrativer Interviews kommen kann. Zwar wurde verschiedenerseits darauf hingewiesen, dass das narrative Interview und dessen erzähltheoretische Grundannahmen stark kulturabhängig sind (Matthes 1985) und dass die biographische „Binnenorganisation von Erfahrungen auf Seiten der Subjekte [...] ein historisch relativ junges Phänomen ist, das sich im Modernisierungsprozeß [sic] westlicher Gesellschaften entfaltet und in Wechselbeziehung zu anderen gesellschaftlichen Regelsystemen, insbesondere Klasse, Geschlecht und Ethnizität steht“ (Dausien 2000, S. 100). Die Fähigkeit zur Erzählung des eigenen Lebens bzw. des eigenen Tuns ist somit als eine spezifische Kulturleistung bzw. Konstruktion einer bestimmten Epoche zu begreifen (vgl. auch Egger 1995). Jen-seits dieser Feststellung einer historisch kontingenten Kulturabhängigkeit des narrativen Interviews ist aber nur relativ wenig darüber bekannt, ob bestimmte soziale Kontexte dem verstärkten Auftreten argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata im narrativen Interview womöglich Vorschub leisten.

Schütze selbst nennt in dem bereits erwähnten Nachtrag von 2016 drei mögliche Gründe, warum es dazu kommen kann, dass „das Kommunikationsschema der Argumentation oder das der Beschreibung auffällig elaboriert ausgeführt wird“ (2016, S. 66): Erstens könne sich hierin eine Distanzierung gegenüber der Erzählung bzw. ein Ausbruch aus diesem Kommunikationsschema bis hin zu dessen Auflösung zugunsten des Argumentationsschemas manifestieren. Letzteres komme insbesondere dann vor, wenn Interviewte das damals Erlebte als traumatisierend, bedrückend oder beschämend empfänden (Schütze bezieht sich hierbei explizit auf die Analysen von Riemann, auf die im Folgenden noch eingegangen wird). Demgegenüber seien Distanzierungen dann zu beobachten, wenn „der Erzähler sich [...] noch nicht auf die Darstellung seiner persönlichen Erlebnisse generell einlassen will“ oder „wenn der Wunsch, als *Experte* [...] im Interview zu

fungieren, bei bestimmten Erinnerungsstücken dominant wird, weil man diesbezüglich für sich eine überpersönlich-,objektive‘ Perspektive beansprucht, da man ‚damals‘ [...] als Akteur in einer wichtigen rollenförmigen, institutionellen oder wissensmäßigen Position (als Hierarch, Institutionenvertreter, Experte) war“ (ebd., S. 66–67, Kursivierung im Original). Zweitens könne es sich bei einem verstärkten Rückgriff auf nichtnarrative Modi der Sachverhaltsdarstellung um aufwändige argumentative oder deskriptive Hintergrundkonstruktionen handeln, die dazu dienen, Zusammenhänge für den/die ZuhörerIn plausibel zu machen. Drittens könne dies dazu dienen, am Ende eines Erzählsegments oder gegen Ende der Haupterzählung recht aufwändige Kommentare zum Zwecke der Ergebnissicherung vorzunehmen, in denen Interviewte die – aus ihrer Sicht – prägenden Einflüsse oder bestimmte grundsätzliche Prinzipien bzw. Probleme ihres Lebens erläutern oder aber, aus einer Oppositions- bzw. Verteidigungshaltung heraus, versuchen, möglichen Einwänden gegenüber ihrer Darstellung argumentativ zu begegnen (ebd., S. 67–68).

Zwar verdeutlicht dies nochmals, dass Schütze nichtnarrativen, insbesondere argumentativ-evaluativen Passagen durchaus eine hohe Bedeutung für die Analyse vergangener Erlebnisse und ihres sich darin manifestierenden Sinns zumisst. Allerdings zeigt sich auch hier wieder, dass der dominante Bezugspunkt der Interpretation die (Lebens-)Geschichte der Interviewten und deren (biographisch bedingte) individuelle Haltung ihr gegenüber ist („sich einlassen wollen“, „Wunsch, als Experte zu fungieren“, „eine bestimmte Perspektive beanspruchen“). Dagegen ist zu fragen, inwieweit sich im verstärkten Rückgriff auf argumentativ-evaluative Modi der Sachverhaltsdarstellung nicht auch möglicherweise der Effekt eines bestimmten sozialen Kontextes manifestiert, der auf AkteurInnen einwirkt und in der Interviewsituation dann möglicherweise dazu führt, dass sie verstärkt auf dieses Kommunikationsschema zurückzugreifen.

Eine der wenigen Studien, die auf diese Frage genauer eingehen, stammt von Riemann (1986), der das narrative Interview nutzte, um die Biographieverläufe psychiatrischer Patienten zu untersuchen. Dabei kann er zeigen, dass die Zuschreibung als „Kranker“ durch den Interviewten selbst und/oder durch andere eine so wesentliche Behauptung für den Interviewten als Person darstellt, dass er hierauf quasi nur noch argumentativ reagieren kann (vgl. ebd., S. 117, 147). Aufgrund einer solch übermächtigen Erfahrung findet dann auch in der Interviewsituation eine Auseinandersetzung des Befragten mit sich selbst oder mit anderen statt, sodass sich drei verschiedene Formen unterscheiden lassen, wie es zu einem Dominantwerden des argumentativen Kommunikationsschemas kommen kann (vgl. ebd., S. 132–135, 140–144). Dieses Ergebnis tritt erstens ein, wenn sich ein Befragter wahnhaft in der Zurückweisung als inadäquat empfundener Identitätszuschreibungen verstrickt (indem er beispielsweise versucht, den Interviewer in geheimnisvolle, nur ihm bekannte Zusammenhänge einzuweißen). Zweitens kann es durch das Erlebnis einer (persönlichen) Katastrophe zur Aufgabe einer vorrangig narrativen Darstellungsweise kommen; es fehlt der innere Abstand zu diesem Erlebnis und stattdessen stehen Fragen nach Schuld und Verantwortung für den Befragten im Vordergrund. Eine dritte Möglichkeit ist, dass der Interviewte in Reaktion auf eigene Leidensprozesse ihnen gegenüber eine expertenhafte Haltung einnimmt, was sich dann in einer distanzierten oder dozierenden Haltung gegenüber dem eigenen Erleben und der Verwendung fachspezifischer Terminologie äußert.

Eine zweite Studie, die sich ebenfalls mit dieser Problematik auseinandersetzt, stammt von Hinrichsen, Rosenthal und Worm (2013), die biographische Interviews mit PalästinenserInnen führten und dabei feststellten, dass es bei den von ihnen Interviewten nur selten zu narrativen Darstellungen eigenerlebter Erfahrungen kam. Anhand einer Einzelfallanalyse können sie zeigen, dass stattdessen vor allem Argumentationen (vor allem über die als Leid erfahrene israelische Besatzung), Schilderungen kollektiver Erfahrungen und die Präsentation eines Wir-Bildes der PalästinenserInnen als einer homogenen und konfliktfreien Gruppe vorkommen (vgl. ebd. 2013, S. 160). Dies führen sie zum einen auf den in dem dortigen sozialen Umfeld geltenden Diskurs zurück, der – gerade gegenüber Externen wie den Interviewenden – die Präsentation eines solchen Wir-Bildes einfordert und damit bei den Befragten eine deutliche Gegenwartspektive im Interview bewirkt. Zum anderen lässt sich aber auch ein deutliches Übergewicht der Wir- im Verhältnis zur Ich-Identität feststellen, sodass eine Darstellung individueller Erlebnisse ohne Rekurs auf das kollektive „Wir“ kaum möglich ist, was laut den AutorInnen vermutlich auf den anhaltenden und den Lebensalltag bestimmenden israelisch-palästinensischen Konflikt zurückzuführen ist (vgl. ebd. 2013, S. 161). Im Ergebnis führt dann beides in der Interviewsituation dazu, dass „Erinnerungsprozesse durch eine narrative Gesprächsführung nur mühsam in Gang gesetzt werden können“ (ebd. 2013, S. 162).

Während die Analyse von Riemann (1986) eher einen „Grenzfall“ für die Fähigkeit des narrativen Interviews markiert, dominant narrative Sachverhaltsdarstellungen zu generieren, zeigt die Studie von Hinrichsen, Rosenthal und Worm (2013) deutlich, dass sich bestimmte soziale Kontexte – hier die israelisch-palästinensische Gesellschaft und der sie prägende Konflikt – auf die Art und Weise der Sachverhaltsdarstellung von Interviewten auswirken können und damit der Verwendung argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata Vorschub leisten.

4 Drei Fallrekonstruktionen zur Dominanz argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata bei narrativen Interviews in hochreflexiven Berufsfeldern

Im Folgenden wird anhand von drei Fallrekonstruktionen der zuvor aufgeworfenen Frage nachgegangen, inwieweit sich dominant argumentativ-evaluative Sachverhaltsdarstellungen im Rahmen eines narrativ angelegten Interviews möglicherweise auf bestimmte, sozial geteilte Kontexte zurückführen lassen und nicht nur eine mehr oder weniger individuelle Orientierungs-, Deutungs-, Ausblendungs- oder (Selbst-)Legitimationsfunktion erfüllen, wie es von Schütze angenommen wird. Diese drei Fälle – „Leila“, „Florian“ und „Paul“ – stammen aus verschiedenen Forschungsprojekten (Carlson 2017; Kahle 2017; Klinge 2018) und wurden im Rahmen einer gemeinsamen Forschungswerkstatt der AutorInnen diskutiert. Alle drei Fälle stellen – im Vergleich zu den übrigen Fällen der jeweiligen Untersuchungen – quasi „Extremfälle“ dar, da es bei ihnen trotz einer narra-

tiv angelegten Fragestellung und Interviewdurchführung nur zu relativ schwach ausgeprägten Erzählungen kam; stattdessen greifen diese drei Interviewten dominant auf argumentativ-evaluative Darstellungsweisen zurück (teilweise zeigten auch andere Interviewte eine solche Tendenz, aber nicht in dieser Deutlichkeit). In der weiteren Diskussion dieser Fälle wurde daraufhin die These entwickelt, dass diese spezifische Darstellungsweise auf ähnlich gelagerte berufsfeldspezifische Habitualisierungen zurückzuführen sein könnte.

Um diese These zu überprüfen, wurde bei diesen drei Fällen zunächst eine Textsortentrennung innerhalb der jeweiligen Einstiegserzählung und weiterer Interviewpassagen durchgeführt, um festzustellen, welche Modi der Sachverhaltsdarstellung durch die Interviewten jeweils genau verwendet werden. Dabei wurde folgender Unterscheidung gefolgt: Narrationen stellen Handlungs- und Geschehensabläufe dar, die einen Verlauf und dementsprechend einen Anfang und ein Ende haben; zeitliche Übergänge werden dabei durch Ausdrücke wie „und dann“, „danach“, „später“ etc. markiert. Demgegenüber zeichnen sich Beschreibungen dadurch aus, dass sie wiederkehrende Handlungsabläufe oder Sachverhalte darstellen. Wörtliche Markierungen sind hier „immer“, „öfters“ etc. Wenn dagegen Behauptungen, Begründungen oder Theoretisierungen des eigenen Handelns bezüglich bestimmter Motive, Gründe oder Bedingungen auftauchen, sind diese als Argumentationen anzusehen. Evaluationen sind dem ähnlich, haben aber bewertenden Charakter und finden sich häufig in Einschüben, Stellungnahmen oder Einschätzungen und sind durch Worte wie „natürlich“ oder „ist ja klar“ gekennzeichnet (Przyborski/Wohlrab-Sahar 2009, S. 224–230). Im zweiten Schritt wurde dann – ähnlich wie bei der reflektierenden Interpretation der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2008) – sequenzanalytisch vorgegangen, um so die Sinnstruktur bzw. „implizite Regelmäßigkeit“ (Nohl 2012, S. 44) dieser Fälle herauszuarbeiten, die dazu beiträgt, dass es von Seiten der Interviewten zu einem verstärkten Rückgriff auf das argumentativ-evaluative Kommunikationsschema kam. Da eine vollständige Darstellung von Textsortentrennung und Sequenzanalyse für alle drei Fälle – sowohl der Äußerungen der Interviewten als auch der Interviewenden – im Rahmen dieses Aufsatzes zu kleinteilig und umfangreich wäre, werden im Folgenden nur die zentralen Ergebnisse der Analyse präsentiert und jeweils anhand einschlägiger Interviewpassagen belegt.

4.1 Leila: „I’m the kind of person... I only understand that now that I took changes as challenges“

Der Fall *Leila* ist einem Forschungsprojekt entnommen, in dem AkteurInnen der Coexistence Education in Israel biographisch interviewt wurden (Kahle 2017). Dabei ging die Arbeit der Frage nach, inwiefern Formen von Agency und Zugehörigkeit in einer religiös, ethnisch und sozial polarisierten Gesellschaft wie der israelischen sich biographisch rekonstruieren lassen. Es wurde ein pädagogisches Feld gewählt, in dem explizit Zusammenarbeit und Kooperation im Vordergrund stehen. Methodisch zielte die Studie auf eine Rekonstruktion der biographischen Prozessstrukturen der AkteurInnen.

Im Folgenden wird eine Textsortenanalyse der ersten Segmente der Eingangserzählung (Z. 5–54) vorgenommen und auf dabei auftretende Auffälligkeiten eingegangen. Das Interview beginnt mit einer erzählgenerierenden Eingangsfrage

der Interviewerin, auf die hin Leila mit einer Erzählung beginnt, indem sie ihren Geburtsort, ihre Eltern und deren Geburtsorte einführt.¹ Nach einer Pause von etwa sechs Sekunden beginnt sie ihre Erzählung mit ihrem Schuleintritt in die erste Klasse. Nun setzt eine erste Beschreibung als Detaillierungsschleife ein. Mit dieser Detaillierung erläutert Leila den Kontext der ersten Klasse und fügt eine Erläuterung der schulischen wie auch geographischen Situation an. Zugleich verweist jedoch diese detaillierende Beschreibung bereits auf die politische Situation, mit der sie sich in ihrer weiteren Erzählung stark auseinandersetzt. Mit dieser Beschreibung wird ein Erzählstil eingeführt, der stark von Detaillierungen, Argumentationen und Bewertungen durchzogen ist, durch den die Gesamtnarration häufig unterbrochen wird, und der ein hohes Maß an Reflexion zum Ausdruck bringt. In Leilas Fall spielt die Interkulturalität der Interviewsituation zweifellos eine Rolle, indem Erklärungen und Beschreibungen gerade zu Beginn vermehrt auftreten, um die eigene Geschichte der Interviewerin begrifflich zu machen. Dennoch ist die Häufung reflexiver Einwürfe und Argumentationen eigener Handlungsentscheidungen recht auffällig und nicht nur durch die interkulturelle Interviewsituation zu erklären. Auch begegneten sich Interviewerin und Interviewte in der Interviewsituation nicht zum ersten Mal, sondern waren bereits in Seminaren in Israel und Deutschland miteinander bekannt gemacht worden. Insofern ist davon auszugehen, dass sich in Leilas verstärktem Rückgriff auf Reflexionen und Argumentationen mehr dokumentiert als nur die spezifische Interviewsituation. Die nun folgende Beispielsequenz schließt unmittelbar an den zuvor ausgeführten Beginn der Erzählung an:

My parents decided that it's dangerous to go to this school (2) because it's in the Old City and many clashes were there and also: (2) most of the time the schools were shut down because of: they were closed because of the Intifada and eh: (2) my father because he is a principal and he prin-he was in charge of a school in B Town, it's an Arab city but it relat-it's in Israel not a city it's a village it's an Israeli-like (2) eh (2) it-the schools there is a government's school the Israelis government and my father was a principal there, and he: in the middle of the year in the middle of the second class he just took me with him to the other school; I started to go to a new school in the middle of the year and: I was new there and: a total totally different people because I went to a private Christian School: I'm Christian, formally and this school: were: all Muslims, and it's a public school it's also the style of the school's is different from the private one and it was really ehm something very new to me, I'm the kind of person that ah-I only understand that now that I took changes as challenges and I started to enjoy and not eh: I didn't suffer or something. (Z. 14-27)

Leila führt den politischen Kontext ein, um den sich ihre Erzählung dreht: der Beginn der ersten Intifada im Jahr 1987. Die Gegend, in der ihre Schule liegt, wird zum Hauptschauplatz der Auseinandersetzungen. Ihre Eltern entscheiden, dass es zu gefährlich für ihre Tochter wird. Leila schließt eine kurze Detaillierung an, in der sie diese Entscheidung begründet: Die Schule liegt in der Altstadt, wo die meisten gewaltsamen Zusammenstöße passierten. Zudem wurden viele Schulen in der Altstadt geschlossen. Hieran schließt ein sehr kurzer Erzählzapfen an, der mit „mein Vater“ beginnt und unmittelbar darauf von einer Argumentation unterbrochen wird (beginnend mit: „da er Schulleiter war“).² Die Konsequenz, die aus der Entscheidung der Eltern folgt, ist noch nicht in der Erzählung vorgekommen. Stattdessen begründet Leila erst die Entscheidung, bevor sie diese zur Sprache bringt. Danach wird die Erzählung wieder aufgenommen, um sogleich erneut durch eine Erklärung des Ortes und der Schule, an der ihr Vater Schulleiter war, unterbrochen zu werden. Hier scheint sich die Erklärung an die Inter-

viewerin zu richten, denn sie versucht, den komplexen Zustand des israelischen Bildungssystems in einem Nebensatz darzulegen. Leila nimmt dazu den Erzählfaden erneut auf und erzählt nun, nachdem sie die Argumente für die Entscheidung ihrer Eltern voranstellte, was diese damals entschieden: Leila von der Schule zu nehmen. Mitten im Schuljahr wechselt sie auf die Schule, die ihr Vater leitet und die völlig anders ist als ihre alte Schule. Hier fügt sie eine Begründung für diese Feststellung an, wodurch ein komplexes Bild der Situation geschaffen wird, in der sie sich als Kind befand und das ebenso die komplexe gesellschaftliche Situation der damaligen Zeit verdeutlicht. Erzählstrukturell bemerkenswert ist, dass diese Situation mittels einer Erzählung dargestellt wird, in der der Verlauf der Situation bzw. die Prozesse, die sich dabei biographisch ergeben, geschildert werden, und die dennoch stark durch Detaillierungen und Argumentationen und damit auch häufige Unterbrechungen des narrativen Flusses gekennzeichnet ist. Im Anschluss entsteht erneut lediglich ein Erzählzapfen, indem sie damit abschließt, dass alles für sie neu war. In der anschließenden reflektierten Bewertung schickt sie resümierend eine Theorie des eigenen Selbst voran: „I’m the kind of person and I only understand that now...“. Auch hier steht die Bewertung und die Argumentation des eigenen Handelns vor der Erzählung der Handlung selbst, denn sie schließt an die Theorie des eigenen Selbst einen Erzählsatz an, der ihrer Reflexion Folge leistet: Sie beginnt, die neue Situation zu genießen, da sie, wie Leila im Interview reflektiert, Veränderungen als Herausforderungen annimmt. Dies führt sie direkt anschließend weiter aus:

I started at the-in the morning they started the Muslim prayers I learned it and prayed it with them all of them knew that I’m Christian cause they knew that the principal is Christian and eh: (2) so (2) and eh I went to as my father abou-what to do in the Muslim class when they’re telling about religion and he told me Leila eh all the religion are the same and we should go and learn about them also it’s important (2) and I think it’s one of the humanistic values also that my father just gave me, really I felt all the time that there is respect to all the cultures. (Z. 27–34)

Hierauf folgt eine Erzählung über die religiöse Vielfalt an ihrer neuen Schule und den Einfluss ihres Vaters. Auch hier endet sie jedoch wieder mit einer abschließenden Bewertung der Situation, aus der sie auf ihr heutiges humanistisches Grundverständnis schließt, das sie als Bildungsarbeiterin auch professionell vertritt, um dann mit der Evaluation der Aussage ihres Vaters in ihrer Erzählung zu schließen, dass sie durch ihren Vater zum ersten Mal humanistische Werte kennengelernt und Respekt erlebt habe.

Leila argumentiert nun im Anschluss an dieses Segment, dass der Grund für ihre harte Zeit die Intifada und nicht der Schulwechsel gewesen sei. Durch die anschließende Beschreibung wird die Intifada nun näher dargestellt und es folgt damit eine längere bewertende Beschreibung des Zustandes, in dem sie sich geographisch und emotional befand. Sie lebt sehr nah an der Westbank und bekommt damit eine sie noch heute prägende politische Situation mit. Ihrer Beschreibung folgt dann eine differenzierende Bewertung mit stark reflektierenden Sequenzen, in der sie zusammenfasst, welchen Eindruck die Intifada auf sie machte: Sie bewertet diese als den Teil ihres Lebens, wo sie das Leiden ihrer Nation gefühlt habe – „that’s the part of my life where I felt the suffering of my nation“ (Z. 51–52).³ Sie schließt an diese Bewertung eine Beschreibung an („not prejudice and inequality and such civil things but really the suffering of occupation“, Z. 53–54), um ihre Aussage noch deutlicher hervorzuheben und verständlicher zu machen und deren

Abgewogenheit zu unterstreichen. An dieser Stelle ist es der direkte Bezug auf eine Wir-Gruppe, der die Bewertung und ihre eigene politische Einstellung begründet.

Grundsätzlich lässt sich in den ersten Passagen der Eingangserzählung erkennen, dass die Erzählung stark durch Detaillierungsschleifen und Argumentationen geprägt ist. Die Einordnung des Lebens geschieht dabei gleichzeitig mit Eigentheorien, die die eigene Sinnhaftigkeit darstellen. Das eigene Handeln wird ständig begründet, argumentiert, erklärt und reflektiert. Auch die Entscheidungen Anderer (wie ihrer Eltern) werden plausibilisiert. Nicht die Erzählung rahmt damit das Geschehen, sondern Reflexion und Plausibilisierung bestimmen den Modus der Darstellung. So kommt es stellenweise zu Bewertungen und Theorien des eigenen Selbst, die einer Erzählung vorangestellt sind, wodurch diese den Charakter einer Belegerzählung erhält. Im weiteren Verlauf ihrer Erzählung setzt sich Leila dann sehr stark mit ihren und den humanistischen Werten ihrer Eltern auseinander, die für sie symbolisch für eine bestimmte Generation arabischer Israelis stehen, an denen sie sich argumentativ immer wieder „arbeitet“. Auch hierbei greift sie verstärkt auf argumentative und theoretisierende Darstellungsweisen noch vor der eigentlichen Erzählung zurück, die dadurch eher als Beleg gesehen werden können.

Relevant ist in diesem Zusammenhang auch, dass Leila sich bereits als Schülerin in einem bildungspolitischen, außerschulischen Kontext engagiert hatte, in dem sich arabische und jüdische Israelis kennenlernen und austauschen. Nachdem sie als Teilnehmerin an diesem Austausch mitwirkte, beginnt sie nach der Schule in einer Bildungseinrichtung zu arbeiten, die den Dialog und Austausch von arabisch- und jüdisch-israelischen Jugendlichen zum Ziel hat. In diesem professionellen Umfeld – sowohl im Austausch mit KollegInnen wie auch im Alltag – stellt sie sich Diskussionen, übt Kritik und verteidigt ihre Position und ihre politischen Standpunkte, und zwar nicht nur innerhalb der jüdisch-israelischen, sondern auch der arabisch-israelischen Community.

Insgesamt zeichnen die Erzählung und die immer wieder eingefügten Argumentationen und Beschreibungen eine ethnisch (arabische Israelis in Israel während der Intifada) und religiös (Christen und Muslime in Israel) äußerst voraussetzungsvolle Lage für ein junges Mädchen. Leila thematisiert viele Ebenen des Konflikts, wodurch ihre Erzählung mittels Reflektion, Feindifferenzierungen und dem Abwägen von Entscheidungen und Handlungsmöglichkeiten gestaltet ist. Die eigene Geschichte wird nicht allein erzählt, sondern argumentiert, bewertet und reflektiert. Erzählpapfen werden häufig unmittelbar belegt und bewertet. Die Bewertungen erfolgen dabei aus ihrer heutigen Perspektive und nicht aus der des Kindes, da Leila im Interview darüber reflektiert, dass sie die Komplexität der Situation damals nicht gesehen habe. In ihrer Erzählung *ist* die Situation allerdings komplex dargestellt, dementsprechend vielschichtig sind die geschilderten Begründungs- und Handlungszusammenhänge, die die Darstellung ihrer Lebensgeschichte durchziehen. In Leilas Fall zeigt sich somit eine enge Verschränkung von spezifischen biographischen Erfahrungen (die Intifada, der Schulwechsel, der Kontakt zu muslimischen MitschülerInnen, die Rolle der Eltern) mit einer bestimmten beruflichen Praxis und damit einhergehenden Habitualisierungen. Diese Praxis ist durch eine andauernde argumentativ-reflexive Auseinandersetzung mit anderen politischen Menschen im Bereich der Bildungsarbeit gekennzeichnet. Leila argumentiert somit in der Interviewsituation auch über ihr eigenes Selbst, weil sie es gewohnt ist, in ihrem Berufsfeld ihre politische Überzeugung und ihre

grundsätzlichen normativen Ansprüche wie Humanismus, Toleranz und Kooperation fortwährend argumentativ zu belegen und zu verteidigen.

4.2 Florian: „Ich spreche jetzt immer aus der Perspektive eines Entscheidungswissenschaftlers“

Der zweite hier interessierende Fall, bei dem ein verstärktes Auftreten argumentativ-evaluativer Darstellungsschemata zu erkennen ist, entstammt einer Forschungsarbeit zur transnationalen Mobilität junger, hochqualifizierter EuropäerInnen, die sich nach einem Auslandsstudium im Rahmen ihrer Berufskarrieren vor allem im innereuropäischen Migrationsraum, teilweise aber auch darüber hinaus bewegen (Carlson 2017). Dabei wurde auf biographisch-narrative Interviews als Erhebungsmethode zurückgegriffen, um die sozialen Prozesse zu rekonstruieren, die bei diesen AkteurInnen zur Entstehung bzw. zum Ausbleiben transnationaler Mobilität führen. Generell wurden die Interviewten dabei gebeten, ihre eigene Lebensgeschichte samt der Zeit ihres Auslandsstudiums in aller Ausführlichkeit bis zum heutigen Zeitpunkt zu erzählen.

Aus diesem Kontext stammt auch der im Folgenden analysierte Fall von *Florian*. Dieser hatte vor 2005 in London einen Master in „Decision Science“ absolviert, anschließend sein zuvor in Berlin begonnenes Psychologiestudium beendet und dann eine Zeit lang in Brasilien an der Schnittstelle von Wissenschaft und Wirtschaft gearbeitet. Zeitgleich promovierte er an seiner früheren Londoner Hochschule. Im Anschluss an seine Zeit in Brasilien kehrte er nach Berlin zurück, wo er zusammen mit einem Bekannten ein Beratungsunternehmen gründete, das er seitdem führt.

Wie das folgende Interviewzitat zeigt, begegnet Florian der Aufforderung, die eigene Lebensgeschichte zu erzählen, dadurch, dass er seinen Ausführungen eine Bewertung seines eigenen Lebens voranstellt.⁴ Dazu führt er dann im Folgenden mehrere Beschreibungen und zwei kurze Erzählungen an, um diese einführende Bewertung zu belegen. Auch diese Beschreibungen und Erzählungen sind wiederum mit kurzen Bewertungen verknüpft, die zum Teil das eigene Erleben gleich wieder aufs Heute hin reflektieren:

Mhm (5) ok also (2) Thema Internationales war für mich schon immer nen (.) im Rahmen meines Lebens nen wichtiger Bestandteil in dem Sinn. also ich hab (.) mich für (.) tja (.) andere Kulturen in dem Sinn also für internationalen Austausch etc. schon relativ früh interessiert. ich hab im Rahmen meiner Schulzeit ein Jugendparlament gegründet mitgegründet bin auch damals einer Partei beigetreten und hab in diesem Kontext schon zumindest in kleineren Ansätzen sehr viel Wert gelegt auf internationalen Austausch Kooperation et cetera (.) nicht ganz so sehr wie es mittlerweile jetzt üblich ist also im Sinne von mit ein Jahr im Ausland in der Schule das war habe ich nicht gemacht (.) es gab bei uns nur eine einzige Person von vierzig die das gemacht hat (.) mir wurde das (.) auch von meinen Eltern nie so richtig nahegelegt aber ich bin dann mehr oder weniger so peu à peu dazu gekommen. so und hab dann ehm zum ersten Mal gearbeitet im Ausland in (.) Tunesien (.) in einem Hotel. das war direkt nach dem Zivildienst. das war so die erste Möglichkeit wo ich gesagt habe: ok jetzt habe ich wirklich mal die Chance relativ frei zu entscheiden wo ich hingeh (.) ehm nach allen Verpflichtungen nach Schule und Zivildienst. da war ich erst mal in Tunesien habe dort für drei Monate gearbeitet im Hotel. hat mir sehr gefallen (.) bin dann zurückgekommen nach Deutschland und bin dann für ein Dreivierteljahr nach Griechenland. hab dort gearbeitet in nem Hotel. also noch alles vor meinem Studium. so das war de

facto meine erste wichtige Auslandserfahrung diese zwei (.) dieses Jahr de facto im (2) ja, im Tourismusbereich viel gearbeitet. (Z. 31–48)

Insgesamt findet sich hier somit eine geringe Erzähltiefe, die kurzen narrativen Ansätze haben – ähnlich wie bei Leila – eher beleghaften Charakter, die die dominanten Beschreibungen und Bewertungen biographisch untermauern sollen, als dass sie einen weitergehenden Einblick in damalige Erlebniszusammenhänge erlauben.

Damit zeichnet sich bereits in dieser ersten Passage ein Muster der Sachverhaltsdarstellung ab, das auch im weiteren Interviewverlauf immer wieder auftaucht: Narrative Passagen sind in der Regel recht kurzgehalten und umfassen häufig nicht mehr als eine Aufzählung verschiedener Lebensstationen, stattdessen finden sich längere Beschreibungen oder Argumentationen. Nahezu alle Äußerungen werden zudem stark evaluativ gerahmt, indem eine entsprechende Bewertung entweder vorangestellt, eingeschoben oder nachgestellt wird. Diese Bewertungen erfolgen deutlich aus der Gegenwartsperspektive des Interviewten heraus. Dies wird zum Beispiel dadurch markiert, dass eigene, frühere Erfahrungen in einen zeitlichen Kontrast zur gegenwärtigen Perspektive des Interviewten gesetzt werden („nicht ganz so sehr, wie es mittlerweile jetzt üblich ist, also im Sinne von mit ein Jahr im Ausland in der Schule, das habe ich nicht gemacht“) oder durch eine spezifische Wortwahl. So verwendet Florian im Laufe des Interviews wiederholt den Ausdruck „de facto“ (siehe oben), um bestimmte Aussagen zu betonen. Dadurch bringt er aber eine gegenwartsbezogene Wertung in die Darstellung ein, denn etwas als „de facto“ zu bewerten, ist immer nur im Rückblick möglich.

Auch bei an sich erzählgenerierenden Nachfragen des Interviewers kommt es häufig zu nichtnarrativen Darstellungen, das heißt, frühere Entscheidungen und Erlebnisse werden reflektiert und aus einem starken Gegenwartsbezug heraus bewertet. So reagiert Florian beispielsweise auf folgende Nachfrage mit einer Argumentation, die durch eine rückblickende Evaluation abgeschlossen wird:

Interviewer: Ja. (3) da fällt mir gerade ein: wie kam es eigentlich (.) also du hattest ja den Master-Abschluss sozusagen von der LSE (.) wie kam es dass du nochmal nach Berlin zurück bist und das Studium hier zuende gemacht hast?

Florian: (5) stimmt, hätte ich nicht machen müssen war mir damals aber (.) mhm das war dann ein Doppelabschluss der Aufwand war relativ gering (.) ehm es schien mir sinnvoll weil ich ja auch erstmal nach Berlin zurückwollte mal für eine kurze Zeit zumindest (.) schien mir sinnvoll das noch durchzuziehen. also (.) hat glaube ich hat auch Sinn gemacht. (Z. 585–592)

Als Ergebnis der Textsortentrennung zeigt sich damit bei Florian ein wiederkehrendes Muster, das sich durch ein retrospektives Abwägen und Bewerten auszeichnet – im Vordergrund steht nicht das „einfache“ Erzählen von Erlebnissen, sondern Narrationen und Beschreibungen dienen vor allem dazu, die Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns hervorzuheben oder diese gegebenenfalls im Rückblick zu relativieren und somit eine „Lehre“ für heute daraus zu ziehen.

Damit stellt sich auch für Florian die Frage, wie diese Art der Sachverhaltsdarstellung zu erklären ist. Als Schlüssel hierfür bietet sich folgende Interviewpassage an, in der Florian auf die erzählgenerierend gemeinte Frage, wie es zu der Idee kam zu promovieren, in seiner Antwort wieder vornehmlich auf argumentativ-evaluative und deskriptive Darstellungsmodi zurückgreift:

Interviewer: Ja erzähl doch mal (.) wie kam's eh zu der Idee dann noch die Promotion draufzusetzen? und dann auch wiederum das an der LSE zu machen (.) vielleicht hattest du ja auch woanders noch überlegt weiter zu (.) forschen oder so.

Florian: (3) ja (.) also das war für mich ne logische Fortführung des Masters weil ich absolut fasziniert war und mhm leidenschaftlich dieser (.) diesen Ansätzen gegenüberstand. also diese sehr wirkungsvolle Kombination aus einfachen mathematischen Modellierungen mit Gruppendiskussionen (.) also sprich: du berätst Vorstände wie sie strategische Priorisierungsentscheidungen wie beispielsweise gerade (.) zehn Alternativen wo du eine neue Fabrik aufmachst welche ist es (.) das sind einfache Ansätze wo man Gruppenpräferenzen in mathematische Modelle spiegelt und denen dann visuell gut aufbereitet ehm eine Diskussionsgrundlage für strategische Entscheidungen herstellt. funktioniert klasse macht mein Professor seit fünfundzwanzig Jahren. mhm also das war der Ausgangspunkt und ich wollte mich dann in dem Bereich vertiefen. das war aber nicht (.) ganz so klar war es auch nicht, ich war mir auch nicht immer da ganz sicher aber es hat sich dann einfach so in dem Sinn gefügt ehm (.) auch da muss ich wieder zugeben ich hab ich hätte (.) das war so'n (.) so'n Bruch natürlich, wo ich dann nochmal systematischer überlegt hätte (.) hätte sollen vielleicht was man da jetzt noch mehr hätte machen können. (.) ich spreche jetzt immer aus der Perspektive eines Entscheidungswissenschaftlers, wo man sagt

Interviewer:

Florian:

@ ja ich merke es @) die Alternativen genau anzuschauen und die dann zu bewerten ist wichtig. (Z. 551–572)

Wie Florian ganz am Ende dieser Passage deutlich macht, erfolgt seine Darstellung „aus der Perspektive eines Entscheidungswissenschaftlers“ heraus, womit er sowohl auf seine akademische Ausbildung als auch auf seine derzeitige berufliche Identität verweist. Damit wird deutlich, dass er sich während seines Studiums und danach nicht einfach nur ein bestimmtes Fachwissen und spezifische Methoden angeeignet hat, sondern dass er vielmehr ein bestimmtes Denk- und Wahrnehmungsschema inkorporiert hat, das aufgrund seiner Berufstätigkeit als Berater ständig aktualisiert wird und das sich auch auf die Art und Weise auswirkt, in der er im Rahmen eines biographisch-narrativen Interviews kommuniziert.

Dementsprechend erscheint Florian die eigene Biographie primär als eine Abfolge von (individuellen) Entscheidungen, die wiederum als Ergebnis eines möglichst systematischen Abwägens zwischen verschiedenen Handlungsalternativen gelten. Der entscheidende Punkt ist dann nicht so sehr, wie es überhaupt zu solchen Entscheidungssituationen kam und welche früheren Erlebnisse, Begegnungen mit Anderen oder besonderen Umstände eine Rolle spielten, sondern vor allem, aus welchen Gründen eine bestimmte Entscheidung getroffen wurde und ob diese (damals wie heute) als stimmig anzusehen ist. Damit ergibt sich für den Interviewten die unmittelbare Notwendigkeit, auf argumentative und evaluative Modi der Sachverhaltsdarstellung zurückzugreifen, um so dem Interviewer die vermeintlich gewünschte Handlungsbegründung zu liefern. Dies erklärt, warum Florian selbst bei erzählgenerierenden Fragen sich unmittelbar des argumentativen Kommunikationsschemas bedient und er Äußerungen häufig evaluativ rahmt. Selbst als Florian im Interview merkt, dass er damalige „Entscheidungen“ gar nicht gut begründen kann, sodass er dann das Gefühl hat, etwas „zugeben“ zu müssen, wird der argumentativ-evaluative Darstellungsmodus nicht verlassen (siehe obiges Zitat). Stattdessen wird retrospektiv ein „Bruch“ konstatiert und argumentativ das inkorporierte Denk- und Wahrnehmungsschema noch bekräftigt („wo ich dann nochmal systematischer überlegt hätte (.) hätte sollen vielleicht“, Z. 566). Ähnlich wie bei Leila zeigt sich damit auch in Florians Fall eine enge

Verknüpfung spezifischer biographischer Erfahrungen (wiederholte transnationale Mobilität, eine enge Passung von akademischer Ausbildung und Berufstätigkeit) mit einer Berufspraxis in einem Tätigkeitsfeld, das durch ein ständiges Abwägen und Diskutieren von Alternativen, die Reflexion möglicher Handlungs- und Entscheidungsfolgen und die Notwendigkeit, bestimmte Handlungen und Entscheidungen begründen zu können, geprägt ist.

4.3 Paul: „Wir sind Deutschlands größte Community“

Der dritte Fall, bei dem argumentativ-evaluative Darstellungsschemata deutlich überwiegen, stammt aus einem Projekt zur Handlungspraxis von EntwicklerInnen von Self-Tracking-Programmen (Klinge 2018). Da solche Programme an die NutzerInnen hoch normative Handlungsanforderungen stellen, steht in diesem Projekt die Frage im Fokus, wie und welche Werte in diese Programme eingeschrieben werden. *Paul*, der in diesem Kontext mithilfe eines thematisch fokussierten narrativen Interviews befragt wurde, ist konzeptueller Entwickler einer Self-Tracking-Applikation und für die Koordination des Entwicklungsteams verantwortlich. Gleichzeitig ist er Unternehmer und Gründer des dazugehörigen Start-ups, das die bislang letzte Station seiner eher patchworkartigen Biographie darstellt, die durch unterschiedliche Bildungserfahrungen, weitere frühere Gründungen in unterschiedlichen Wirtschaftsbereichen und wiederholte Auslandsphasen gekennzeichnet ist. Nach der narrativen Eingangsfrage bezüglich der Geschichte der App-Entwicklung⁵ beginnt Paul zunächst mit der Bewertung, dass es kein Ende der Entwicklung gibt, und begründet dies damit, dass „die Konkurrenz auch nicht schläft“ (Z. 49–50). Auch im weiteren Verlauf des Interviews zeigt sich, dass die wenig detaillierten Erzählungen durch abstrakte Beschreibungen gerahmt und mit Argumentationen (an einigen Stellen auch Bewertungen) eingeleitet und abgeschlossen werden. So beschreibt er beispielsweise nach diesem bewertenden und argumentierenden Interviewbeginn die Größe des Unternehmens und der Besucherzahlen der Internetplattform, bevor es zu einer Erzählung darüber kommt, dass die schon bestehende „Community“ (Z. 13) gefragt wurde, ob sie diese App nutzen würde, und aufgrund des positiven Feedbacks ein „Case durchgeführt“ (Z. 17) wurde:

daraufhin ham wir dann n Konzept geschrieben ham dann n Workshop mit ner Agentur abgehalten um zu gucken welche Kernfunktionen muss es dann wirklich haben am Ende. und dann haben wir es eigentlich umgesetzt und sin in die Produktphase gegangen heißt also Konzeption ähm Entwicklung und Design daraus besteht also aus diesen drei Säulen besteht das Ganze. und bei der Entwicklung is natürlich immer wichtig nicht zu viel rein zu kippen weil irgendwann wird's teuer das Ganze dann an den Start zu bringen. (Z. 19–27)

Nach der Erzählung des Übergangs der Konzeptions- in die Produktphase werden die „drei Säulen“ solch einer Entwicklung abstrahierend beschrieben (Konzeption, Entwicklung und Design), bevor dieser Teil mit der Argumentation abgeschlossen wird, dass man bei der Entwicklung „nicht zu viel rein kippen [sollte] weil irgendwann wird's teuer das Ganze dann an den Start zu bringen“ (Z. 25–27).

Dieser exemplarisch dargestellte Darstellungsverlauf spiegelt sich strukturell in dem gesamten Interview wider: Erzählungen konzeptioneller Tätigkeiten werden mit abstrakten Beschreibungen gerahmt und von Argumentationen flankiert. Im Interviewverlauf werden die Erzählungen dann immer kürzer und sind teil-

weise nur noch als Erzählpapfen erkennbar, während der Anteil an Argumentationen und Bewertungen zunimmt. Darüber hinaus zeigt die Textsortenanalyse interessanterweise, dass Paul Beschreibungen auch argumentativ anbringt: So nutzt er Beispiele und Beschreibungen, um das Alleinstellungsmerkmal der App argumentativ zu stützen und den wirtschaftlichen Erfolg der App oder Sponsoring-Strategien darzustellen:

unsere Apps sin alle versponsort [...] und deshalb ham wir's auch gemacht. weil nur über die Rotationswerbung in dieser App verdienst du kein Geld. oder sehr schwer nur Geld und das nertv natürlich dann auch die Frau wenn sie sich eigentlich tracken will und auf einmal Audi A drei (Z. 27–35)

Wie dieses Beispiel zeigt, erfolgt zudem durch derartige Argumentationen häufig auch ein implizites Bewerben der eigenen Unternehmensprodukte. Darüber hinaus verweist Paul sinnstrukturell bereits zu Beginn seiner Ausführungen auf die Bedingungen des Marktes, in den die Entwicklung der App und deren Entstehungsgeschichte eingelagert sind. Diese Verzahnung lässt sich immer wieder beobachten – ob in den Beschreibungen der App in der Markteinbettung („Wir sind Deutschlands größte Community mit zwölf Millionen Besuchern im Monat auf der Seite“, Z. 11–12) oder anhand des Gebrauchs von branchenbezogenen Fachworten („Rotationswerbung“, Z. 32, „Alleinstellungsmerkmal“, Z. 46, „Monetarisierungs-Gedanken“, Z. 90). Erzählungen werden in diesem Zusammenhang oft unterbrochen und durch Beschreibungen oder Argumentationen der Wirtschaftlichkeit ersetzt. Diese unternehmerische Haltung wird auch noch an anderer Stelle deutlich:

und da App drauf zu denken is eigentlich sehr wertvoll weil wir merken mittlerweile dadurch dass wir über eine Million Downloads erzielt ham. dass die Benutzung der App höher is als die Besuche auf unser Down- auf unserer mobilen Seite. [...] und das hätten wir vorher nie gedacht also wir ham wir ham gemerkt dass da dass da n riesen Markt is und gehen natürlich auch mit Monetarisierungs-Gedanken an die ganze Sache ran um damit Geld zu verdienen. und das funktioniert sehr gut. und wir tun damit auch noch was Gutes. (Z. 80–82)

„Wertvoll“ bedeutet hier „unternehmerisch klug“ und zeigt sich u.a. in der Argumentation bezüglich der App-Nutzung. Der hier im ansatzweisen Erzählmodus vorgetragenen, damaligen Verwunderung über den Erfolg der App folgt sofort eine Argumentation, indem „natürlich“ auf „Monetarisierungs-Gedanken“ (Z. 90) verwiesen wird. Dieses marktspezifische Herangehen wird abschließend als erfolgreich bewertet und mit einem sozialen Mehrwert in Zusammenhang gebracht, was auch hier wieder als ein Werben für die eigenen Produkte bzw. das eigene Unternehmen verstanden werden kann. All dies lässt sich als charakteristisch für einen unternehmerischen Habitus ansehen.

Wie bereits dargelegt, verweisen die Erzählungen von Paul zumeist auf ein abstrahierendes Handeln wie konzeptionelles Arbeiten oder die Analyse von Nutzerbedürfnissen. Es scheint, dass diese Art des Handelns plausibilisiert werden muss – wie beispielsweise das Abhalten eines Workshops, „um zu gucken, welche Kernfunktionen muss es dann wirklich haben am Ende“ (Z. 20–21). Weiterhin unterbricht Paul oft seine Erzählung, um gewisse Tätigkeiten zu erklären. Selbst seine Erzählung der Geschichte der Firmengründung enthält an einigen Stellen argumentative Gedankengänge bezüglich der Wirtschaftlichkeit des Unternehmens.

Innerhalb des Interviews berichtet Paul zudem durchgehend aus einem „Wir“ heraus, was nicht nur in den Textsorten der Erzählung und Beschreibung, son-

dern auch den theoretisch-abstrakt überformten Abschnitten zu sehen ist, die durch Argumentationen und Bewertungen gekennzeichnet sind. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass sowohl die Entwicklung als auch theoretische Überlegungen in einem Team erlebt werden, weshalb selbst die Erzählungen wenig implizites Wissen bereithalten, da vielfach das Handeln Anderer aus zweiter Hand einfließt. Diese Tätigkeiten eines kollektiven Wir betreffen nicht nur abstrakt-theoretische Arbeiten, wie bereits ausgeführt, sondern lassen auch Rückschlüsse auf die Art der Arbeits- bzw. Berufstätigkeit zu, beispielsweise der Umgang mit Statistiken oder die Evaluation von Nutzerzahlen:

die zweite App funktioniert auch gut mit diesen beiden Apps haben wir jetzt über eine Million Downloads in den letzten zwei Jahren erwirtschaftet will ich nicht sagen aber erzielt und jetzt sind wir gerade in der Konzeptions-Phase einer dritten App. die dann eben diese drei Lebenszyklen abdeckt [...] und danach lassen wir die User im Grunde genommen wieder los weil wir merken einfach dass diese Wissbegierigkeit in der Phase entsteht da sind die Meisten auf unserer Seite oder laden sich die App runter. (Z. 60–69).

Die Schlüsse, die hier gezogen werden, erscheinen in den Formulierungen als eigene Erkenntnis („wir merken einfach“), obwohl die Rekonstruktion der Art und Weise der Darstellung deutlich macht, dass diese aus Zahlenkommunikationen (wie Statistiken) gezogen wurden. Zudem wird auch hier wieder deutlich, dass Entwicklungen beständig an marktbezogenen Maßstäben gemessen und damit auch bewertet werden („über eine Million Downloads [...] erzielt“), die dann wiederum argumentativ abgeschlossen werden („weil wir merken“).

Somit scheint auch im Fall von Paul der dominante Rückgriff auf argumentativ-evaluative Kommunikationsmodi stark mit dem Berufsfeld und den damit einhergehenden Habitualisierungen (im Sinne eines unternehmerischen Habitus) zusammenzuhängen. Die kurzen Erzählungen bzw. Erzählansätze haben vor allem Belegcharakter und dienen dazu, unternehmerische Abläufe, Entwicklungen und Firmenziele – insbesondere gegenüber „dem Markt“ – zu rechtfertigen, „Alleinstellungsmerkmale“ hervorzuheben oder auch gegebenenfalls die eigenen Produkte implizit zu bewerben. All dies sind Handlungs- und Kommunikationsweisen, die auch sonst in seiner Berufspraxis eine große Rolle spielen dürften (zum Beispiel gegenüber externen Geldgebern). Zudem ist seine Berufstätigkeit hoch abstrakt, konzeptionell ausgerichtet und technisiert und findet innerhalb einer arbeitsteilig organisierten Gruppe statt, was ebenfalls der Verwendung des argumentativen Darstellungsschemas Vorschub leistet. Anders als Leila und Florian greift Paul dabei nicht auf bestimmte biographische Erfahrungen zurück, um seine Argumentationen und Bewertungen zu untermauern, sondern bezieht sich häufig auf „den Markt“ bzw. das Kriterium der Wirtschaftlichkeit. Dies ist aber angesichts seines biographischen Werdegangs als (mehrfacher) Gründer und Unternehmer (samt der damit einhergehenden Repräsentationsfunktion) nicht weiter verwunderlich, sodass sich auch hier von einer engen Verschränkung von berufsfeldspezifischer Praxis und biographischen Erfahrungen ausgehen lässt.

5 Diskussion

Anhand der Rekonstruktion von drei Fällen konnte gezeigt werden, dass alle Erzählungen trotz einer narrativen Interviewführung in auffälliger Weise von argumentativ-evaluativen (teils auch beschreibenden) Passagen durchzogen sind, die dadurch einen vergleichsweise dominanten Charakter erhalten. Zugleich wurde deutlich, dass diese Textstellen nicht einfach nur eine Orientierungs-, Deutungs-, Ausblendungs- oder (Selbst-)Legitimationsfunktion erfüllen oder bloß dem Bestreben der Interviewten geschuldet ist, im Interview als ExpertIn zu fungieren, wie es von Schütze angenommen wird. Vielmehr dokumentieren sich hierin auch berufsfeldspezifische Zusammenhänge, in die die Interviewten eingebettet sind und die durch bestimmte Habitualisierungen und Handlungspraktiken gekennzeichnet sind.

Bei Leila zeigte sich dies vor allem in Bezug auf die von ihr vorgebrachten politischen Bewertungen und die stark reflexiven Eigentheorien. Als Bildungsarbeiterin mit politischem Anspruch sind ihre Erzählungen darauf ausgerichtet, die eigene Sinnhaftigkeit darzustellen. Die politische Geschichte ihres Landes, Lebensentscheidungen und Erlebnisse ihrer Kindheit werden beständig reflektiert und bewertet und aus der professionellen Sicht einer Akteurin im Feld der politischen Bildungsarbeit argumentiert. Florian wiederum konstruiert aus der Perspektive eines „Entscheidungswissenschaftlers“ heraus seine Lebensgeschichte als eine Abfolge von Entscheidungen, die in dieser Logik nur in einem argumentativ-evaluativen Modus berichtet werden können. Wichtig ist dabei aufgrund des durch Studium und Beruf aktualisierten habituellen Schemas, dass die Gründe als kongruent dargestellt werden. Auch bei Paul erfolgt die Narration vor dem Hintergrund eines bestimmten habituellen Schemas, und zwar dem eines Unternehmers, diese ist daher durchgehend mit argumentativ-evaluativen Verweisen auf marktwirtschaftliche Bedingungen verzahnt. Seine beruflichen Tätigkeiten sind darüber hinaus stark konzeptionell und abstrakt und rekurren teilweise auf technisiertes Expertenwissen, sodass eine Erzählung darüber kaum möglich erscheint. Ähnlich wie bei Leila wird die Gesamtnarration zudem häufig in einer Wir-Perspektive dargestellt. In diesem Fall wird damit allerdings auf entindividualisierte, kollektive Arbeitsformen verwiesen, bei denen einzelne Arbeitsprozesse nur selektiv wahrgenommen werden können.

Bei allen Unterschieden hinsichtlich ihrer konkreten Berufstätigkeit lässt sich damit festhalten, dass diese Interviewten in ähnlich gelagerte Berufsfelder eingebettet sind, die sich in der Praxis durch ein hohes Maß an Reflexions-, Konzeptions- und Begründungsarbeit auszeichnen. Im Anschluss an Pierre Bourdieus Überlegungen zum Verhältnis von Habitus und Feld lässt sich insofern davon ausgehen, dass solche hochreflexiven Berufsfelder zur Inkorporierung und Aktualisierung habituellen Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata führen, die im Falle eines narrativen Interviews ein (autobiographisches) Stegreiferzählen mit vorherrschend narrativer Ausrichtung zumindest erschweren (vgl. Bourdieu 1993; Bourdieu/Wacquant 1996, S. 160–161).

Allerdings wäre es theoretisch wie auch mit Blick auf diese drei Fälle unzureichend davon auszugehen, dass das dominante Auftreten argumentativ-evaluativer Darstellungsweisen allein auf die Verortung der Interviewten in hochreflexiven Berufsfeldern zurückzuführen ist. Denn theoretisch hieße dies, dass eine solche Art der Sachverhaltsdarstellung bei allen AkteurInnen in ent-

sprechenden Berufsfeldern zu finden sein müsste. Wie zuvor ausgeführt wurde, handelt es sich aber bei den hier präsentierten Fällen um „Extremfälle“ innerhalb der jeweiligen Untersuchungssamples, da sich nur bei ihnen der Rückgriff auf argumentative und evaluative Schemata so ausgeprägt zeigte. Allerdings wurde in der vorangegangenen Analyse dieser drei Fälle auch deutlich, dass die berufsfeldspezifische Praxis und die damit einhergehenden Habitualisierungen dieser Befragten jeweils eng mit bestimmten biographischen Erfahrungen verknüpft sind. Bei Leila zeigte sich dies in der Art und Weise, wie in Argumentationen und Bewertungen immer auch auf die eigene Biographie, zum Beispiel das Erlebnis der Intifada, des Schulwechsels oder die Rolle der Eltern, rekurriert wird. Bei Florian zeichnete sich wiederum ein starker Zusammenhang zwischen seiner sehr spezifischen akademischen Ausbildung und seiner Berufstätigkeit und beruflichen Identität ab, die in der Selbstbezeichnung als „Entscheidungswissenschaftler“ besonders deutlich zum Ausdruck kommt. Und auch bei Paul konnte gezeigt werden, dass eine deutliche Verschränkung von berufsfeldspezifischer Praxis und den spezifischen biographischen Erfahrungen als Gründer und Unternehmer vorliegt.

Dieser Befund der Fallanalysen lässt sich dahingehend in der These zusammenfassen, dass es gerade die *Konjunktion* von berufsfeldspezifischen Logiken und biographischen Prozessen ist, die dazu führt, dass Befragte auch bei einem narrativ angelegten Interview verstärkt auf argumentative und evaluative Modi der Sachverhaltsdarstellung zurückzugreifen. Andere AkteurInnen in solch hochreflexiven Berufsfeldern dürften zwar (zumindest nach einer gewissen Zeit) ähnlich gelagerte Habitualisierungen aufweisen, die einem Reflektieren und Theoretisieren über Sachverhalte prinzipiell Vorschub leisten. Aber ein solches Dominantwerden argumentativ-evaluativer Kommunikationsschemata sollte im Rahmen narrativer Interviews nur dann eintreten, wenn eine enge Verknüpfung mit bestimmten biographischen Erfahrungen und Prozessen vorliegt. Eine solche Verschränkung verhindert dann zwar nicht, dass es zu einer (autobiographischen) Stegreiferzählung kommt – in allen drei Fällen kam es wie gesagt insgesamt zu einer selbstläufigen Erzählung –, aber sie trägt dazu bei, dass sich das Gewicht von einer dominant narrativen Darstellungsweise zu einer stärker argumentativ-evaluativ geprägten verschiebt. Dies bedeutet auch, dass Schützes Annahme, dass sich in Stegreiferzählungen am ehesten das damalige Erleben bzw. damalige Orientierungsstrukturen reproduzieren, auch in solch spezifischen hochreflexiven Berufsfeldern durchaus noch gilt; durch das Zusammentreffen entsprechender Habitualisierungen und einer spezifischen biographischen Erfahrungsstruktur wird die Gesamtnarration zugleich aber stark argumentativ und evaluativ überformt.

Für den Einsatz und die Auswertung narrativer Interviews folgt hieraus zum einen die Notwendigkeit, im Falle eines verstärkten Rückgriffs von Befragten auf argumentative und evaluative Darstellungsweisen diese nicht nur im Kontext der jeweiligen (Lebens-)Geschichte zu interpretieren oder womöglich gar das Interview als „misslungen“ anzusehen. Vielmehr gilt es, stärker zu berücksichtigen, inwieweit sich hierin möglicherweise bestimmte soziale Kontexte manifestieren, die die Art der Sachverhaltsdarstellung ebenfalls mit strukturieren. Gleichzeitig stellt sich dann aber immer auch die Frage, inwieweit es sich hier um kollektiv geteilte Einflüsse handelt oder ob sich hier auch individuelle, das heißt biographisch bedingte Besonderheiten zeigen, wie es hier für den Fall hochreflexiver Berufsfelder nachgewiesen wurde. Diese Frage kann letztlich nur anhand weiterer

Fallanalysen in unterschiedlichen gesellschaftlichen bzw. feldspezifischen Kontexten beantwortet werden.

Zum anderen stellt sich die generelle Frage, inwieweit es in solchen Fällen nötig ist, auf methodische Alternativen zum narrativen Interview zurückzugreifen. Eine Möglichkeit könnte hier der vermehrte Einsatz von Erhebungsmethoden wie der teilnehmenden Beobachtung oder der Gruppendiskussion sein, die stärker auf eine direkte Beobachtung und Rekonstruktion der Handlungspraxis abzielen, anstatt auf Narrationen über diese Praxis zurückzugreifen. Solche Alternativen finden allerdings dort ihr Ende, wo es um die Rekonstruktion vergangener Erfahrungen und/oder Praktiken geht. Hierfür dürfte nach wie vor das (biographisch-)narrative Interview das geeignetste Erhebungsinstrument darstellen. Dies schließt aber nicht aus, auch im Rahmen solcher Untersuchungen der hier verfolgten Frage weiter nachzugehen, unter welchen sozialen Bedingungen dominant argumentativ-evaluative Sachverhaltsdarstellungen zustande kommen.

Anmerkungen

- * Dieser Aufsatz wurde von allen AutorInnen gemeinsam verfasst, ihre Nennung erfolgt daher in alphabetischer Reihenfolge.
- 1 Der Interviewten wurde eine erzählgenerierende Eingangsfrage gestellt, mit der Bitte ihre Lebensgeschichte zu erzählen: „I want to ask you to tell me your life story, I mean just from the beginning step by step take your time really whatever comes to your mind I'm listening [...]“
 - 2 An dieser Stelle lässt sich diskutieren, ob Leilas Einschub argumentativ ist oder eine Erläuterung zur Erzählung. Der Hinweis, ihr Vater sei Schulleiter, birgt jedoch weitaus mehr als nur eine Erläuterung des damaligen politischen Kontexts, den sie hier mit verhandelt. Aus diesem Grund ist es passender, diese Passage als Argumentation anzusehen.
 - 3 Inhaltlich schließen sich hier interessante Interpretationsansätze an, die Leilas gebrochenes Verhältnis zu einem palästinensischen Nationalismus darstellen (vgl. Kahle 2017, S. 128–135).
 - 4 Die in dieser Untersuchung und damit auch im Interview mit Florian verwendete Erzählaufforderung lautete: „[...] es geht also um die Lebensläufe Lebensgeschichten von Leuten die im Ausland studiert haben. Von daher würde ich dich jetzt bitten dass du deine eigene Lebensgeschichte erzählst in aller Ausführlichkeit (.) und zwar nicht nur wie es kommt dass du im Ausland studiert hast sondern auch Erlebnisse aus der Zeit davor und danach bis du dann im Heute angekommen bist im Prinzip. Und wie gesagt du hast alle Zeit dafür und ich mache mir erstmal nur Notizen“.
 - 5 Die Erzählaufforderung lautete: „was mich so einfach interessieren würde wo du da mal drauf los erzählen kannst is so die die Geschichte der Entwicklung der App also so einfach wo für dich der Anfang war wo für dich des Ende is und ja möglichst detailliert was da alles so passiert is“.

Literatur

- Bartmann, S./Kunze, K. (2008): Biographisierungsleistungen in Form von Argumentationen als Zugang zur (Re)Konstruktion von Erfahrung. In: Felden, H.v. (Hrsg.): Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Wiesbaden, S. 177–192.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-91036-9_8

- Bohnsack, R. (2008): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 7., durchges. u. aktual. Auflage. Opladen.
- Bohnsack, R. (2012): *Orientierungsschemata, Orientierungsrahmen und Habitus. Elementare Kategorien der Dokumentarischen Methode mit Beispielen aus der Bildungsmilieuforschung*. In: Schittenhelm, K. (Hrsg.): *Qualitative Bildungs- und Arbeitsmarktforschung. Grundlagen, Perspektiven, Methoden*. Wiesbaden, S. 119–153.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-94119-6_5
- Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (2007): *Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. 2., erw. u. aktual. Auflage. Wiesbaden, S. 9–27.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-90741-3_1
- Bourdieu, P. (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P./Wacquant, L. (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Carlson, S. (2017): *Auslandsstudium, transnationale Karrieren und europäische Gesellschaftsbildung*. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin. Berlin.
- Dausien, B. (2000): „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung. In: Lemmermöhle, D./Fischer, D./Schlüter, A. (Hrsg.): *Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen, S. 96–115.
- Egger, R. (1995): *Biographie und Bildungsrelevanz. Eine empirische Studie über Prozeßstrukturen moderner Bildungsbiographien*. München/Wien.
- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G. (1997): *Warum Biographieanalyse und wie man sie macht*. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 17. Jg., H. 4, S. 405–427.
- Hinrichsen, H./Rosenthal, G./Worm, A. (2013): *Biographische Fallrekonstruktionen. Zur Rekonstruktion der Verflechtung „individueller“ Erfahrung, biographischer Verläufe, Selbstpräsentationen und „kollektiver“ Diskurse. PalästinenserInnen als RepräsentantInnen ihrer Wir-Bilder*. In: *Sozialer Sinn*, 14. Jg., H. 2, S. 157–184.
<https://doi.org/10.1515/sosi-2013-0202>
- Kahle, L. (2017): *Zugehörigkeit und Agency in polarisierten Gesellschaften. Eine biographieanalytische Studie in Israel*. Opladen/Toronto.
- Kallmeyer, W./Schütze, F. (1977): *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung*. In: Wegner, D. (Hrsg.): *Gesprächsanalysen*. Hamburg, S. 159–274.
- Kleemann, F./Krähnke, U./Matuschek, I. (2009): *Interpretative Sozialforschung. Eine praxisorientierte Einführung*. Wiesbaden.
- Klinge, D. (2018): *Die implizite Pädagogik von Self-Tracking. Handlungspraxis und Vermittlungsweisen der EntwicklerInnen im Spannungsfeld von Entrepreneurship, Technik und Design*. In: Houben, D./Prietl, B. (Hrsg.): *Datengesellschaft – Einsichten in die Datafizierung des Sozialen*. Bielefeld.
- Mannheim, K. (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt a.M.
- Matthes, J. (1985): *Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37. Jg., H. 2, S. 310–326.
- Nohl, A.-M. (2005): *Dokumentarische Interpretation narrativer Interviews*. In: *bildungsforschung*, 2. Jg., H. 2.
<http://bildungsforschung.org/index.php/bildungsforschung/article/download/13/11> (13.03.2017).
- Nohl, A.-M. (2012): *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis*. 4., überarb. Auflage. Wiesbaden.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2009): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 2., korr. Auflage. München.
- Riemann, G. (1986): *Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationsschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann*.

- In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt a.M., S. 112–157.
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a.M./New York.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1984): Strukturen der Lebenswelt. Bd. 2. Frankfurt a.M.
- Schütze, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. Bielefeld.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13. Jg., H. 3, S. 283–294.
- Schütze, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. Teil I. Hagen.
- Schütze, F. (2016): Biographieforschung und narratives Interview. In: Schütze, F. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung, Opladen, S. 55–73.